

Wie geht es in der Ökumene weiter?

Ein brüderliches Streitgespräch mit Landesbischof Johannes Friedrich*

Vom 1. bis 3. Oktober 1529 fand auf Betreiben des Landgrafen Philipp von Hessen auf dem Marburger Schloß das Marburger Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli statt, an dem neben anderen auch Melancthon und Oekolampad teilnahmen. Der Streit spitzte sich auf die Abendmahlsfrage zu, in der trotz Annäherungen kein Konsens über die wirkliche und wahrhafte Gegenwart Christi im Abendmahl erreicht werden konnte. Luther mußte feststellen: „So reimet sich unser Geist und euer Geist nichts zusammen, sondern ist offenbar, daß wir nicht einerlei Geist haben.“ Einig waren sich dagegen beide Parteien in der Verwerfung der katholischen Messe. Sie wurde von Luther 1537 in den „Schmalkaldischen Artikeln“ mit kaum zu überbietender Schärfe als „der größte und schrecklichste Greuel“ kritisiert. Seine Konsequenz war klar: „Also bleiben wir ewiglich geschieden und wider einander.“

Einer der Väter heutiger ökumenischer Theologie, Johann Adam Möhler (1796–1838), äußerte sich erschrocken über dieses „ewiglich geschieden“; zu Recht wollte er sich damit nicht abfinden. Dennoch muß man sich solche harte Auseinandersetzungen und solche harsche Aussagen des Reformators in Erinnerung rufen, wenn man die wesentlich sanfteren Ausführungen eines heutigen lutherischen Landesbischofs zu einer nach seinem Verständnis möglichen Einheit in der Vielfalt liest. Nach ihm ist ein Grundkonsens im gemeinsamen Verständnis des Evangeliums für die gegenseitige Erklärung von Eucharistiegemeinschaft ausreichend.

Ein solcher Grundkonsens war zwischen Luther und Zwingli zweifellos vorhanden. In 14 von insgesamt 15 Artikeln war man sich ja einig geworden. Luther mahnte damals sogar, beide Parteien sollten „lieb“ miteinander umgehen. Dennoch gab es über 400 Jahre lang bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts zwischen Lutheranern, Zwinglianern und Calvinisten keine Abendmahlsgemeinschaft. Gemeinsam vertraten sie mit guten biblischen und patristischen Gründen, die man bei Luther nachlesen kann, was die katholische Kirche bis heute vertritt, daß nämlich Abendmahlsgemeinschaft und Kirchengemeinschaft zusammengehören. Bei dem lutherischen Theologen Werner Elert kann man diese gemeinsame Tradition im einzelnen studieren.

Was heißt biblisch?

Woher also der Sinneswandel, der einer Abkehr von biblischen, altkirchlichen und reformatorischen Positionen gleichkommt? Die Antwort von Bischof Johannes Friedrich ist klar: Wenn die Bibel als Norm gelten soll, muß immer wieder der exegetische Befund herangezogen werden. Das ist nur auf den ersten Blick einleuchtend. Denn der exegetische Befund ist alles andere als einheitlich. Gerhard Ebeling, der seine Worte vorsichtig abzuwägen verstand, hat von einem Lehrchaos gesprochen, und Wolfhart Pannenberg hat schon 1962 die Krise des Schriftprinzips festgestellt.

Deshalb ist es nicht überzeugend, einerseits ein uniformistisches Kirchen- und Amtsverständnis als unbiblisch, ja als Sünde abzulehnen, andererseits aber ein einheitliches Bibelverständnis stillschweigend vorauszusetzen und es zur Norm zu erheben. Der Spott an die Adresse der Episkopalisten, Presbyterianer, Kongregationalisten und natürlich auch der Katholiken, weil sie alle ihre Ansicht schlüssig aus der Bibel beweisen und damit die anderen doch nicht überzeugen können, trifft auch den postmodernen Pluralisten, der es allen recht machen will und unter Berufung auf die Schrift zur friedlich-schiedlichen gegenseitigen Anerkennung mahnt. Das hat Paulus, der dem Petrus ins Antlitz widerstand (Gal 2,11), nicht getan, und das hat auch Luther nicht getan, als er Zwingli nicht nachgab und den Papst – fertig ausgedrückt – entschieden abgelehnt hat.

Die Unumgänglichkeit der Wahrheitsfrage

Man kommt also nicht umhin, zu unterscheiden zwischen einer legitimen Vielfalt, die es im Zeugnis der Schrift tatsächlich gibt, und Widersprüchen, wie sie die Schrift ausschließt, wie sie aber zwischen den Konfessionen leider Gottes bestehen. So spricht heute kein katholischer Theologe mehr einer Uniformität oder einer Totalübereinstimmung das Wort. Wer gegen solchen Uniformismus argumentiert, trägt Eulen nach Athen. Es gibt in der katholischen Kirche eine große Vielfalt von Spiritualitäten, Theologien, Orden, Laiengemeinschaften und (byzantinischen und lateinischen) Riten, die in unterschiedlichen kirchenrechtlichen Ordnungen leben. Solche Vielfalt ist Reichtum und Zeichen des Lebens, und es ist Ausdruck christlicher Freiheit und Pflicht christlicher Liebe, den anderen keine Lasten aufzuerlegen, die über das Notwendige hinausgehen (Apg 15,28).

Anders verhält es sich bei Widersprüchen, bei denen die eine Seite um des Evangeliums willen das verneint und verwirft, was die andere im Gehorsam des Glaubens gegenüber eben diesem Evangelium festhält. Hier muß um der Wahrheit willen das Ja ein Ja und das Nein ein Nein sein (Mt 5,37). Solche Anathemata finden sich auch im Neuen Testament.

Deshalb muß man doch wohl fragen, wie eine gegenseitige Ämteranerkennung ehrlicherweise möglich sein soll, wenn die katholische Seite davon überzeugt ist, daß das Petrusamt und das Bischofsamt in apostolischer Sukzession nicht nur unter Umständen nützlich und insofern unter bestimmten Bedingungen um des Friedens willen akzeptabel, sondern von Jesus Christus gewollt und deshalb verbindlich sind, während die evangelische Kirche eben dies entschieden ablehnt. Gegenseitige Anerkennung würde unter diesen Umständen bedeuten, daß man weder die eigene Position noch die des anderen wirklich ernst nimmt. Das wäre Anerkennung der Nichtanerkennung und genau das, was Eberhard Jüngel zu Recht als ökumenische Schummelei bezeichnet.

Die Wahrheitsfrage läßt sich in der Theologie nicht umgehen; es ist deshalb verwunderlich, daß in dem Beitrag von Bischof Friedrich das Wort Wahrheit nicht einmal vorkommt, geschweige denn, daß die Wahrheitsfrage gestellt wird.

Die Frage nach dem Kanon

Ich höre schon den Einwand, den der Beitrag von Bischof Friedrich denn auch klar formuliert. Er lautet, genau die genannten katholischen Positionen seien Frühkatholizismus des zweiten und dritten Jahrhunderts; hier handle es sich gegenüber dem Neuen Testament um ganz neue Zeugnisse unter neuen Bedingungen.

Mit diesem Argument ist ein weites Feld der jüngeren exegetischen Diskussion angeschnitten. Wer sich darin ein wenig auskennt, weiß, daß es evangelische Exegeten sind, welche den Frühkatholizismus nicht erst nachneutestamentlich im zweiten und dritten Jahrhundert sondern schon im Neuen Testament selbst ansetzen und in Schriften, welche wenigstens zum Teil wahrscheinlich im letzten Drittel des ersten Jahrhunderts entstanden sind, finden. Dazu zählen sie das Lukasevangelium und die Apostelgeschichte, die Gefangenschaftsbrieфе (Epheser- und Kolosserbrief), die Pastoralbriefe und die sogenannten katholischen Briefe (vor allem Jakobusbrief und die beiden Petrusbriefe). Wenn freilich alle diese Schriften frühkatholisch sind, dann kann man, wie es Hans Küng gegenüber Ernst Käsemann getan hat, spitzbübisch argumentieren, daß die Partie für die katholische Seite exegetisch offensichtlich gar nicht so schlecht steht.

Man muß sogar noch einen wesentlichen Schritt weitergehen und sagen: Das ganze Neue Testament ist frühkatholisch. Denn der Kanon des Neuen Testaments kam endgültig erst im dritten Jahrhundert zum Abschluß, und dies geschah just in der Kirche, die damals gleichzeitig die bischöfliche Verfassung in apostolischer Sukzession als die ihr von Jesus Christus gegebene Form endgültig anerkannt hat. Man kann das eine nicht ohne das andere haben.

Den Zusammenhang zwischen dem Kanon der Schrift, dem Glaubensbekenntnis und dem Bischofsamt in apostolischer Sukzession hat schon der große liberale

evangelische Theologe Adolf von Harnack herausgestellt, und ein anderer evangelischer Theologe, Hermann Strathmann, hat eben deshalb die Kanonfrage als die schleichende Krankheit der evangelischen Theologie bezeichnet. Das hat nichts – wie Ernst Käsemann und vor ihm schon Karl Barth gemeint haben – mit einer Vergötzung der Kirche zu tun, die sich auf dem Zweiten Vatikanum als hörende Kirche definiert hat, sondern bedeutet, wie es Augustinus schön ausgedrückt hat, daß man das Evangelium auf den Knien der Kirche lesen muß.

Der Kanon der Schrift ist sozusagen das geronnene Ergebnis eines kirchlichen Kommunikationsprozesses. Deshalb darf man die Schrift nicht eigenmächtig auslegen (2 Petr 1,20); man muß sie vielmehr in Kommunikation mit allen anderen, d. h. im Mithören aller, die in den Jahrhunderten vor uns auf das Wort der Schrift gehört haben und auf alle, die gleichzeitig mit uns auf die Schrift hören, verstehen. Wollen wir uns denn einbilden, heute mehr vom Geist Gottes zu haben als die Jahrhunderte vor uns?

Damit ist die Verfallstheorie, die willkürlich und unhistorisch das Wirken des Heiligen Geistes nur im ersten Jahrhundert gelten und mit dem zweiten und dritten Jahrhundert einen Bruch eintreten läßt, ausgeschlossen. Ausgeschlossen ist ebenfalls, eine einzelne Aussage wie die des Hieronymus über die Gleichstellung der Bischöfe mit den Presbytern aus dem historischen Zusammenhang herauszureißen und sie gegen eine große Zahl anderer Väterstellen allein zur Geltung zu bringen. So wie es die ganze Schrift zu hören gilt, gilt es auch die ganze Auslegungstradition ernst zu nehmen.

Wie geht es weiter?

Es ist in diesem Zusammenhang nicht der Ort, der hermeneutischen Frage nachzugehen, mit welchen Methoden und Kriterien diese Prinzipien angesichts der unbestreitbaren Vielfalt der biblischen Zeugnisse wie der Tradition konkret umgesetzt werden können. In unserem Zusammenhang ist vielmehr von Bedeutung, daß wir mit den aufgestellten Prinzipien unversehens beim Grundanliegen der ökumenischen Theologie angekommen sind. Ihr geht es darum, im Hören auf die jeweils eigene Tradition der Schriftauslegung die Traditionen der anderen Kirchen mitzuhören und mit ihnen in einen konstruktiven wie kritischen Kommunikationsprozeß und Lernprozeß einzutreten, bei dem die Kirchen zusammenwachsen sollen, ohne in gereinigter und bereicherter Weise aufgeben zu müssen, was sich in diesem Prozeß als ihr bleibendes Erbe herausstellt. Die katholische Kirche ist überzeugt, daß das Ergebnis auf der Linie ihrer zweitausendjährigen Tradition liegen wird.

In der ökumenischen Theologie geht es also weder um das immer wieder beschworene Gespenst der Rückkehrökumene, noch um die bequeme, sich als fort-

schrittlich gerierende, in Wirklichkeit aber alles beim alten lassende Illusion einer gegenseitigen Anerkennung des Status quo. Es geht um einen hoffnungsvoll zukunftsgerichteten Prozeß, um ein Abenteuer des Heiligen Geistes, das freilich ohne harte theologische Knochenarbeit nicht zu haben ist.

Ich kann meine Zweifel nicht verhehlen, ob dieser vor 40 Jahren mit so viel Hoffnung und Schwung begonnene Weg von der gegenwärtigen deutschen evangelischen Theologie noch gewollt wird. Unterschiedliche und kontrastierende Stimmen machen mich ratlos. Auf der einen Seite eine postmoderne Offenheit des „anything goes“; man muß nur ein bißchen lieb zueinander sein und die Unterschiede nicht ganz so ernst nehmen; auf der anderen Seite ein dem genau entgegengesetzter neuer Konfessionalismus, der mir in einigen jüngeren Stellungnahmen der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands (VELKD; vgl. www.velkd.de) begegnet, wo von ökumenischem Dialog keine Spur mehr ist und ökumenische Dialogergebnisse ignoriert oder gar rückgängig gemacht werden.

Diese Situation wird nicht dadurch besser, daß beide Fehlhaltungen auch im katholischen Bereich anzutreffen sind. Beide Einstellungen sind lernunwillig und lernunfähig; beide sind in einem schlechten Sinn konservativ; beide verschließen sich dem gemeinsamen Hören auf das Evangelium im kritischen wie konstruktiven gegenseitigen aufeinander Hören.

Mein Appell und meine Bitte an die evangelische Theologie und Kirche ist deshalb, in dem gewiß mühsamen theologischen ökumenischen Dialog nicht nachzulassen. Er hat schon viele gute Früchte gebracht, und er wird weitere Früchte bringen, wenn wir uns in der Liebe an die Wahrheit halten (Eph 4, 15) und dabei die nötige Geduld nicht verlieren.

* J. Friedrich, Vorbild Australien. Kirchen können zusammenwachsen, ohne daß sie ihre Eigenart aufgeben müssen, in: *Zeitzeichen. Evangelische Kommentare zu Religion und Gesellschaft* 6 (1/2005) 26–29.